**Venedig (Texas)**

Lion Feuchtwanger

Perry Knight betrat das Büro des Reise-Unternehmens ›Sindbad‹, einen ziemlich großen Raum mit Schaltern und Tischen. Suchend schaute er um sich, wen er nach dem Chef fragen sollte. Sah auf einem Tisch ein Schild mit der Aufschrift: ›Miss Gloria Desmond, Auskunft.‹ Sah ein Mädchen an diesem Tisch und hinter diesem Mädchen ein großes, sehr buntes Plakat: ›Venedig erwartet Sie.‹ In diesem Augenblick, zwischen 9.45 und 9.46 Uhr, be­gann Perry Knights Verzauberung und die Geschichte der Siedlung Venedig (Texas).

Perry mochte damals siebenundzwanzig oder achtund­zwanzig Jahre alt sein. Er trug einen langen, grauen Rock, einen grauen Derby-Hut, Schnürstiefel, Handschuhe und goldene Manschettenknöpfe. Wir sind im Beginn des Jahrhunderts, Präsident ist Theodore Roosevelt, es kom­men in den Vereinigten Staaten auf je 30 000 Einwohner 300 Telefone und 1 Automobil.

Perry ging auf das Mädchen Gloria Desmond zu, sein Herz lief ihm voraus. Gloria saß da in einem dunkel­blauen, hochgeschlossenen Kleid, ihre Arme in den wei­ten, bis zu den Gelenken reichenden Tüllärmeln waren bequem auf den Tisch gelegt, sie schaute ihm mit lässiger Neugier entgegen. Er war ausgefüllt von ihr, er spürte nichts als ihr herzförmiges, weißes Gesicht mit den riesi­gen, dunkelblauen Augen und dem sehr schwarzen Haar und das bunte Plakat dahinter mit dem herrischen Ruf: ›Venedig erwartet Sie.‹ Sein ganzes bisheriges Leben war ausgelöscht, der junge, tüchtige, aufstrebende Geschäfts­mann Perry Knight existierte nicht mehr, nichts war da als der Troubadour Perry.

Er mußte sich zusammenreißen, um nach Herrn Ferguson zu verlangen. »Eine Minute, bitte,« erwiderte Gloria, und er hörte nicht, daß ihre Stimme hart war und ohne Glanz. Sie verschwand, und die Welt wurde leer. Sie kam zurück und sagte: »Setzen Sie sich, bitte. Herr Ferguson wird so­gleich zu Ihrer Verfügung sein.« Er saß da und schaute sie an. Er sagte sich, es sei nicht anständig, ein Mädchen so anzustarren, und starrte sie an. Sie tat, als notiere sie et­was, als ordne sie Papiere. Ihre Bewegungen waren lang­sam, zuweilen auch richtete sie ihre blauen Augen auf Perry mit phlegmatischer Neugier. ›Den hab ich,‹ dachte sie.

Es läutete. »Bitte,« sagte sie und ging ihm voran. Mecha­nisch folgte er dem Rock, der vor ihm herging, leise schau­kelnd. Straff umschloß der Rock die runden Hüften, sehr eng bis zu den Knien, dann fiel er weit und glockig in Rü­schen zu Boden; Gloria hielt ihn gerafft, nicht in falscher Damenhaftigkeit mit zwei zimperlichen Fingern, sondern mit der ganzen festen Kinderhand, und so hoch, daß man viel von dem seidenen Unterrock sah. So schwebte sie dem behexten Perry voran in das Büro Herrn Fergusons.

Perry Knight war einer der Inhaber der Firma ›Sidney Browne, Grundstücksmakler.‹ Dieses Haus hatte wäh­rend der Baisse der letzten Jahre viel Grund angekauft, der für die Anlage von Sommerfrischen geeignet erschien. Jetzt, da die Wirtschaft wieder in Schwung war, ging man an die Verwertung dieses Terrains, und Perry wollte mit Herrn Ferguson verhandeln über die Verbesserung gewis­ser Verbindungslinien nach einer der geplanten Sommer­frischen. Perry Knight war von frühester Jugend an im Geschäft, er war gewöhnt an solche Verhandlungen, seine Fragen und Antworten kamen mechanisch, Herr Fergu­son merkte nicht, daß es gar nicht Perry Knight war, der mit ihm sprach, sondern nur Perrys Hülle, Perrys Maske; Perrys Geist sah keine Sommerfrischen und Eisenbahnen und Omnibusse, er sah nichts als dunkelblaue Augen, eine kleine, feste Hand, die einen zu Boden fallenden Saum hochhob, und straffes Tuch, das runde, sich vorwärts dre­hende Hüften umschloß.

Man verhandelte, man kam zum Abschluß, Herr Fergu­son begleitete seinen Besucher zur Tür. Perry schritt durch den Schalterraum. An ihrem Tisch vor dem Plakat saß Gloria. Es zog ihn hin. »Ich möchte gern eine Aus­kunft haben,« sagte er, »über eine Reise nach Venedig,« und er lächelte mit angestrengter Munterkeit. »Seereisen Schalter 4,« sagte Gloria. Vor Schalter 4 standen Leute. »Ich habe Eile,« sagte er. »Könnten Sie veranlassen, daß man mir die Auskunft schickt?« Gloria schaute ihn mit lässiger Neugier an. ›Den hab ich fest,‹ dachte sie. »Man wird sie Ihnen schicken, mein Herr,« sagte sie. »Noch heute?« fragte er, und es klang beinahe flehend. Er hatte eine Wette mit sich selber abgeschlossen: ›Wenn sie mich gehen läßt, dann ist mein Leben verhunzt, wenn sie mir entgegenkommt, dann heirate ich sie.‹ »Noch heute,« sagte Gloria. Sie notierte seine Adresse. »Wenn es nicht anders möglich ist,« versprach sie, »bring ich Ihnen die Auskunft selber. Wir schließen um 6, ich kann gegen 6.30 in Ihrem Büro sein.«

Von 6.15 Uhr an wartete Perry in einer Spannung, daß er kaum atmen konnte. Um 6.35 Uhr verzweifelte er. Um 6.50 Uhr kam sie.

Die Freude machte ihm das Herz bis zum Halse schwel­len. Sie überreichte ihm die verlangte schriftliche Aus­kunft, und damit war ihr Geschäft erledigt. Er suchte nach einem Satz, sie zu halten, nach noch einem und noch einem. Sie zeigte keine Eile, zu gehen, doch war sie auch nicht gesprächig. Glorias Mutter hatte ihr auf dem Sterbe­bett gesagt: ›Geld kann ich dir keins hinterlassen, mein Kind, aber einen Rat. Du hast von deinen Eltern zwei Dinge mitbekommen: deine Schönheit von mir, den Ver­stand, den du nicht hast, von deinem Vater. Nutze beides, schau still vor dich hin, lächle viel und sprich wenig.‹ Gloria ehrte das Andenken ihrer Mutter und beherzigte ihren Rat. Immerhin erfuhr Perry einiges, daß sie nämlich so gut wie allein stand, und daß ihre Stellung bei Mr. Fer­guson nicht unangenehm war. Als er sagte, wie gut ihr das Plakat hinter ihrem Tisch zu Gesicht stehe, verstieg sie sich sogar zu einer gefühlsmäßigen Äußerung. Sie selber habe manchmal Lust, Venedig zu sehen, und es sei schade, daß es so weit und so teuer sei. Und sie lächelte tief und rätselhaft.

In der Nacht überdachte Perry, was ihm zugestoßen war. Er, ein vernünftiger Geschäftsmann, einverstanden mit sich und der Welt, mißtrauisch vor großen Worten und großen Passionen, hatte es erlebt, daß also das Höhere nicht nur eine Erfindung langhaariger Ästheten war. Es existierte, das Höhere. Es war in ihm selber zum Durch­bruch gekommen. Es war real. Es verkörperte sich in Glo­ria und Venedig.

Denn Gloria und Venedig waren Eines. Vom ersten Au­genblick an war das Plakat ›Venedig erwartet Sie‹e in Attri­but des Mädchens Gloria gewesen, so wie der Helm ein Attribut des Kriegsgottes Mars war, oder der Spitzbart ein Attribut Onkel Sams. Den ganzen Tag hindurch, von 9.45 Uhr an, hatte das Höhere, wie es ihm in Gestalt Glorias und Venedigs erschienen war, in Perry gearbeitet, und jetzt, des Nachts, entlud es sich in einer schöpferischen Idee. In einer geschäftlichen Idee, denn Perry war Ge­schäftsmann bis in die Poren. ›Venedig erwartet Sie.‹ Der Zauberruf wirkte. Mußte auf jeden wirken; denn er, Perry, war keine Ausnahme, er war ein Amerikaner von 1900 wie alle andern. Gloria hatte recht: wenn nicht ganz Amerika nach Venedig strömte, dann nur deshalb, weil das zu zeitraubend und zu teuer war. Er wird also Glorias Anregung folgen, wird Venedig jedermann zugänglich machen. Venedig wird nicht mehr unendlich fern und teuer jenseits des Ozeans liegen, er, Perry, wird ein Vene­dig hinstellen im eigenen Land, bequem und zu vernünfti­gen Preisen mit der Eisenbahn erreichbar. Schon sah er die

Plakate von Küste zu Küste, vorne den Kopf Glorias, sie winkte, sie rief der Nation zu: ›Venedig (Texas) erwartet Sie.‹

Denn auch das war ihm vom ersten Augenblick an klar gewesen, daß sich das neue Venedig im Lande Texas erhe­ben müßte, auf dem Gelände, das die Firma »Sidney Browne, Grundstücksmakler« gerade noch zur rechten Zeit für wenig mehr als 80000 Dollars erworben hatte. Das neue Venedig, die Terrains in Texas, das große Ge­schäft, das alles schwebte vor ihm her in Gestalt Glorias, in Gestalt des dunkelblauen, glatt und angenehm rund ge­strafften Rockes, der ihm vorangeschaukelt war heute morgen durch das Reisebüro ›Sindbad.‹

So, voll von angenehmen Träumen und von Zuversicht, schlief Perry Knight ein.

Als er Sidney Browne, seinem Geschäftspartner, das Pro­jekt auseinandersetzte, erklärte ihn der für überge­schnappt.

Man saß in Sidneys Wohnung, es war nach dem Abend­essen, man war zu Dreien, es war noch Sidneys Tochter Cathleen da.

Sidney, ein bedächtiger Mann nahe den Fünfzig, konnte Perry gut leiden. So fantastisches Gerede war sonst dessen Sache nicht. »Ich nehme an, es ist ein Witz,« sagte er. »Also, du machst bei meinem Venedig nicht mit?« fragte Perry, sein pausbäckiges Gesicht wurde schmaler, es nahm den entschlossenen Ausdruck an, den es bei ernsthaften geschäftlichen Verhandlungen zu tragen pflegte.

Sidney, mit beinahe ärgerlicher Verwunderung, wandte sich an seine Tochter. »Ich möchte wissen,« sagte er, »was in den Jungen gefahren ist? Sein Vater war ein anständiger Holzhändler.«

Aber: »Ich glaube, man kann Perrys Projekt nicht so glatt abtun;« erwiderte mit ihrer ruhigen Stimme Cathleen; sie war ein großes, gesundes Mädchen mit einem freund­lichen, resoluten Gesicht, einem kräftigen Kinn und star­ken Zähnen. Sidney Browne gab etwas auf das Urteil sei­ner Tochter. »Auch du, Cathleen?« sagte er. »Ich verstehe die Welt nicht mehr.« »Das Won Venedig,« begründete Cathleen ihre Meinung, »geht einem gut ins Ohr, es hat Anziehungskraft.« »›Venedig (Texas) A.G.‹« sagte träu­merisch Perry, »es zergeht einem auf der Zunge. Cathleen hat ganz recht. Das Wasser läuft einem im Munde zusam­men,« und er dachte an Gloria.

»Wie stellst du dir das eigentlich vor?« brummte Sidney. »Wo willst du das Geld hernehmen? Die Eisenbahnleute und die Banken haben dich an der Wand, bevor du richtig anfangen kannst.« Aber es ergab sich, daß Perry für die Finanzierung gar nicht an die Banken und Eisenbahn­gesellschaften dachte, sondern an Oliver Brent.

Oliver Brent war vernarrt in Europa. Er verbrachte die meiste Zeit dort in kultiviertem Nichtstun. Er war sehr vermögend und hatte mehrmals, spielerisch, Geld in ›Sidney Browne, Grundstücksmakler« investiert. Es war möglich, daß er für sowas wie »Venedig (Texas) A. G.‹ zu haben war. »Wenn man ihm einen Voranschlag schickt, der Hand und Fuß hat,« meinte Cathleen, »dann riskiert er das Geld.« »Man muß vorsichtig sein bei der Aufstel­lung eines solchen Voranschlags,« meinte Perry, »sonst kriegen die Leute Wind von der Idee und schnappen sie einem weg.« »Du bildest dir wohl verdammt viel ein auf deine Idee?« höhnte Sidney.

Für einen Augenblick kämpfte Perry mit sich selber. Es war nicht seine Idee, es war Glorias Idee, und er durfte Gloria nicht verleugnen, er mußte sich zu ihr bekennen. Er mußte den andern mitteilen, daß er beabsichtigte, sie zu heiraten. Sie werden befremdet sein, abgekühlt, aber es wäre Lumperei, feig zu sein und nicht zu Gloria und zum Höheren zu stehen. »Die Idee stammt gar nicht von mir,« bekannte er mutig, »sie stammt von einer Freundin von mir.« Und da die beiden hochschauten, fuhr er fort: »Sie heißt Gloria Desmond. Ich werde sie übrigens heira­ten.«

»Das sind eine Menge Neuigkeiten für eine Minute,« sagte Sidney. Cathleen saß da, betreten, Enttäuschung auf dem großen, ehrlichen Gesicht. Sie hatte Perry sehr gerne, sie hatte damit gerechnet, daß er ihr einen Antrag machen werde, mit seiner Ankündigung stürzte ihr eini­ges zusammen. Aber sie hielt sich tapfer. »Wann wird man deine Braut zu sehen bekommen, Perry?« fragte sie. »Wann immer ihr wollt,« sagte Perry.

Dann sprach man wieder von Venedig (Texas) und ging in die geschäftlichen Details.

Gloria, als Perry ihr vorschlug, sie zu heiraten, war nicht weiter erstaunt, sie lächelte nur freundlich, etwas rätsel­haft, und sagte Ja. Auch als er ihr mitteilte, er werde ihre Idee ausführen und ein Venedig hinstellen, das nicht zu weit und nicht zu teuer sei, war sie nicht erstaunt. »Das ist aber nett von dir, Perry,« sagte sie mit ihrem schönen Lächeln und ihrer harten Stimme.

Sidney Browne und Cathleen fanden wenig Gefallen an Gloria. Ja, sie mißfiel ihnen. Aber sie waren wohlerzo­gene Leute, sie waren Perry sehr freund, sie rühmten, wie gut anzuschauen Gloria sei. Zur Hochzeit schenkte Cathleen ein Ölgemälde und eine Bronze, Sidney Browne ein Tandem und eine Vase mit künstlichen Blu­men.

Inzwischen war Oliver Brents Antwort eingetroffen. Er schrieb, die Idee sei ausgezeichnet, weil sie so plump und absurd sei, auch liege sie bei Perry und Sidney in den be­sten Händen, und darum gebe er das Geld. Man las den Brief geteilten Gefühles. Jedenfalls hatte man das Geld. Mit außerordentlicher Energie ging man an die Errichtung von Venedig (Texas). Perry übernahm die Oberleitung und die Reklame, die Verhandlungen mit den Eisenbahn­und Schiffahrtsgesellschaften, die Beschaffung bil­liger Verbindungen. Sidney oblag das Bautechnische, Cathleen das Künstlerische, Kulturelle.

Venedig (Texas) sollte das Kulturzentrum des Südens wer­den. Man schachtete fünfzehn Meilen Kanäle aus, schuf einen Markus-Platz und Kolonnaden, baute Renaissance- Paläste und geschwungene Brücken und Brückchen. Die Paläste waren zwar nur Fassaden aus Holz und Stuck, da­für aber stellte man ein Theater hin, in dem man richtig sitzen konnte, auch errichtete man ein Konzert- und Vor­tragshaus, ferner eine ›Akademie‹, eine ständige Kunst­ausstellung.

Sidney Browne seufzte, daß die Kultur den weitaus größ­ten Teil des Budgets wegfresse. Auch Perry hatte gewisse Zweifel, ob die Kultur rentieren werde. Aber schließlich war das Ganze entstanden aus seiner Sehnsucht nach dem Höheren heraus, er mußte sich entschieden zu dieser sei­ner Sehnsucht bekennen. »Worauf soll ich mehr Gewicht legen,« fragte er Gloria, »auf das Gemütliche oder auf das Höhere?« »Ja,« erwiderte Gloria, »lege nur mehr Gewicht auf das, was du für richtig hältst.«

Rom ist nicht in einem Jahr erbaut worden, wohl aber Venedig (Texas). Noch bevor das Jahr zu Ende war, floß das Wasser durch die Kanäle, schwangen sich darüber die Brücken und Brückchen, standen die Paläste, flogen die zahmen Tauben über den Markus-Platz. Das Ganze war bunt und fröhlich mit seinen vielen Fahnen und Fähn­chen, genau wie sich’s Perry vorgestellt hatte, und sehr ähnlich jenem Plakat. Sidney hatte da und dort gemütliche Einfamilienhäuschen dazwischengestreut. Straßen führ­ten hinter den Palästen und zwischen ihnen durch, denn man wollte den Besuchern Gelegenheit geben, nicht nur in Gondeln, sondern auch auf Rädern und in den kleinen, landesüblichen, mit Sonnendächern versehenen Pferde­droschken durch Venedig und über den Markus-Platz zu fahren. Die Künstler, die ›Langhaarigen‹, hatten sich zwar dagegen gesträubt und von Stileinheit und dergleichen ge­faselt. Aber die Gründer waren sich darüber einig, daß das, was sie da geschaffen, ein gutes, solides, dem Ort und der Zeit entsprechendes Venedig sei.

Von unbestreitbarer Echtheit und Solidität waren die Vene­zianer, die dieses Venedig belebten. Es war später nicht mehr ganz klar, wer die Idee gehabt hatte, sie herüberzu­bringen; da Gloria gelegentlich erwähnt hatte, man solle eigentlich eine echte Pariser Putzmacherin kommen las­sen, behauptete später Perry, der Plan sei von ihr ausge­gangen. Jedenfalls hatte man sich echte Italiener verschrie­ben, Gondolieri, Straßenmusikanten, Kastanienbrater, Eiskonditoren, Glasbläser; Oliver Brent hatte sie besorgt, er hatte eine Schiffsladung ausgesuchter Venezianer aus Venedig (Italien) herübergeschickt.

Es waren ihrer an die Hundert, aber sie brachten, diese Beppo und Girolamo und Pedro und Olimpia und Teresa, Leben für Tausend mit sich. Sie steuerten keineswegs nur ihre Gondeln mit langen Stöcken durch die künstlichen Kanäle und spielten Barcarolen und tanzten Tarantellen und machten Salami und Gefrorenes und bliesen Glas. Sie waren vielmehr gleichzeitig an allen Ecken und Enden der Siedlung, farbiger als die Farben der Paläste, sie wimmel­ten, lärmten, gestikulierten, sangen, schrien, stritten sich, ihre Kinder und ihre kleinen Esel plärrten, und es war ein Graus und eine Freude.

Zwei ragten hervor. Da war einmal der Maler Enrico Calla, ein stämmiger, rothaariger Bursche, jung und kräf­tig. Er wetterte gegen alle hergebrachte Kunst, er war mo­dern, ein Naturalist, die wahre Kunst begann mit ihm; übrigens glaubten viele an ihn, in Paris, Rom und Venedig. Calla hatte Oliver Brents Antrag, nach dem amerikani­schen Venedig zu gehen, angenommen, weil er glaubte, er könne sich in dem jungen Land freier entwickeln als in dem alten, von künstlerischen Vorurteilen verpesteten Europa. Jetzt machte es ihm einen Heidenspaß, das alte Venedig zu verulken und das junge, die Buntheit noch knallender zu machen, den Stuck noch gipserner. Die Leute sollten das Venedig haben, das sie wollten.

Der Leiter der ganzen Gruppe Italiener aber war der Mar­chese Paolo Orsoni. Er war ein echter Marchese, ein lan­ger, dürrer Herr, hoch in den Vierzig, schwarz, hohlschlä­fig, mit starker, knochiger Nase und mit scharfen, klaren, grauen Augen unter buschigen Brauen. Seine Familie hatte der Republik Venedig zwei Dogen gestellt, er selber war umwittert von Geschichte, ein bißchen wackelig und höchst aristokratisch. Er war charmant, er begeisterte die Männer durch Erzählung frecher Anekdoten und ent­zückte die Frauen durch diskrete Lasterhaftigkeit und einen Blick müder, dreister, grenzenloser Verehrung. Er verstand es, durch wenige Worte und Gesten die Assozia­tion Venedig wachzurufen in denen, welche die Stadt nicht kannten und manchmal sogar in denen, die sie kannten. Er hatte sich gerne von Oliver Brent herüberschicken lassen. Seine Väter waren Condottieri gewesen, sie hatten Kreta erobert und Cypern, jetzt gab es in Europa nichts mehr zu erobern, es war für einen Renaissance-Menschen wie ihn in der Alten Welt kein Platz mehr; es war ihm recht, seine Talente in der Weite Amerikas zu erproben.

Diese Schiffsladung Italien also verbreitete sich über die Siedlung wie zerfließendes Himbeereis und trug dazu bei, sie zu einem Venedig zu machen, wie man es sich nach dem Lesebuch träumte.

Perry Knights Reklame war geschickt. Die Leute kamen. Nach Krise und Krieg war jetzt ein neuer Aufschwung da, man verdiente und gab aus, und wer sich keine Europa- Reise leisten konnte, wollte seinen Freunden wenigstens erzählen: ›Ich war in Venedig (Texas).‹

Die Leute beschauten sich also das neue Kulturzentrum. Aber es flößte ihnen nur kalten Respekt ein, keine Begei­sterung. Sie gingen durch die Kunstausstellung, sie hörten sich ein Konzert an oder nahmen an einer Führung teil. Es waren gute Konzerte, gute Vorträge, gute Kunst. Aber die Besucher wurden nicht warm.

Mit steigender Besorgnis sahen Perry, Sidney, Cathleen, daß die Fische nicht anbissen. Man hatte viel Geld in Kunst und Kultur gesteckt. Man mußte hohe Preise fordern. Die Leute zahlten sie nicht. Man hatte sich verkalkuliert.

Cathleen, die sich für das Fehlschlagen der Kultur verant­wortlich fühlte, fand trotz ihrer Gelassenheit keinen ruhi­gen Schlaf mehr. Wieder und wieder erörterte sie mit dem Maler Calla, was an diesem Versagen schuld sei.

Sie hatte sich mit Calla angefreundet. Der Maler gab sich in Amerika, wie er sich in der Alten Welt gegeben hatte. Das Hemd offen über der behaarten Brust, soff er herum in den Bars, sang, grölte, war jedermanns Gevatter, spielte, trieb Unfug. Er malte auch. Die Leute wußten nichts Rechtes damit anzufangen, und wenn sie nicht genügend bewun­denen, beschimpfte er sie. Aber Cathleen begriff, daß hin­ter seinem derben Gewese ein echter Wille zur Kunst stak.

Vor ihr gab er sich weniger überheblich. Ihr sprach er von seinen Nöten. Gewiß, die versnobte Kunst des alten Konti­nents sei nichts als überzuckerter Dreck, aber wenn man alles aus sich allein neu machen müsse, dann komme man eben auch nicht weiter. Grimmig lustig machte er sich über ihre Bestrebungen, den Leuten Kunst zu geben. »Sie wol­len keine Kunst,« ereiferte er sich, »sie schlucken sie nicht, sie dulden sie nicht. Sie laufen davon, wenn sie Kunst nur von ferne riechen.« Aber Cathleen war eigensinnig. Sie hatte sich vorgenommen, den Leuten Kunst aufzureden. So schnell verzichtete sie nicht.

Noch eigensinniger war Perry. Er, der routinierte Verkäu­fer, erkannte klarer als die andern, daß seine Träume von einem einträglichen Kulturzentrum eine Fehlkalkulation gewesen waren. Aber er hatte nun einmal zur Fahne des Höheren geschworen, er verriet das Höhere nicht, er ließ nicht locker.

Er gab sich laut und zuversichtlich und verlachte die Sorgen der andern. Doch in seinen Nächten fragte er sich be­drückt, wie lange man dieses Venedig noch werde halten können.

Auch seine Ehe war nicht wolkenlos. Nicht als ob es je­mals Zwistigkeiten zwischen ihm und Gloria gegeben hätte. Sie war von immer der gleichen gelassenen, untade­ligen Freundlichkeit. Die runden Hüften vom straffen Tuch umspannt, ging sie neben ihm her, ihr Kopf kam weiß, herzförmig aus dem engen, mit Fischbeinstäbchen gehaltenen Kragen, kühn, mit einem Schleierchen ver­sehen, saß der kleine Strohhut auf ihrem schwarzen Haar, und Perry fühlte sich innig wohl, sie sein zu wissen. Er war stolz auf sie, wenn sie hinter ihm auf dem Tandem saß, das Tennisrakett unter den Arm geklemmt, oder wenn sie im großen Abendkleid mit mächtiger Schleppe den Kon­zertsaal betrat. Und das Herz klopfte ihm, wenn er sie im Bett wußte, auf ihn wartend.

Niemals vergaß er, daß sie es war, die das Höhere in ihm wachgerufen hatte. Nach wie vor schaute er ehrfurchts­voll zu ihr auf, wenn sie stumm und rätselhaft lächelte. ›Was bedeutet wohl ihr Lächeln,‹ fragte er sich manchmal, ›was denkt sie wohl?‹ Sie dachte: ›Cheese.‹ Beim Fotogra­fieren hatte man sie aufgefordert: »Sagen Sie ›Cheese.‹ Das ist das beste Mittel für ein schönes Lächeln.« Seither, um ihr Lächeln zu regulieren, dachte sie ›Cheese.‹ Perry indes sah nur das Schöne und Rätselhafte ihres Lächelns, und wenn ihm etwas gelang, dankte er’s ihrem Rat, und wenn ihm etwas mißglückte, dann hatte er sie mißverstanden oder einen Fehler gemacht.

Aber Eines störte ihn: Glorias Freundschaft mit dem Mar­chese Orsoni. Denn sie machte kein Hehl daraus, daß sie gerne mit dem Urenkel der Dogen und Eroberer zusam­men war. Sie glitten wohl auf einer Gondel über die Kanäle und durch die Lagune, und während der Gondoliere schmelzend sang, sprach der Marchese mit seiner hohlen, aristokratischen Stimme auf sie ein, und sie lächelte tief und freundlich. Perry war fest davon überzeugt, daß zwi­schen den beiden nichts geschah, was den leisesten Tadel hätte hervorrufen können. Doch sein Gesicht, wenn er Gloria in der Gesellschaft des Italieners sah, zeigte jenen harten Ausdruck, den es bei schwierigen Geschäften an­zunehmen pflegte.

Es ergab sich etwas Unerwartetes.

Versagte Venedig als Kulturzentrum, so wurde es ein um so größerer Erfolg als Vergnügungsstätte. Vor allem fühl­ten sich die Leute wohl an seinem gut gehaltenen, ab­wechslungsreichen Strand, am ›Lido.‹ Man plätscherte im Meer, die Männer in gestreiften Anzügen, die vom Hals bis an die Knie gingen, die Frauen Stoffhüte auf dem Kopf und gehüllt in lange, bauschige Badekleider, die sich, wenn sie überspült wurden, um so verräterischer an den Körper schmiegten. Auf dem gelblichweißen Sand schrien die Beppo und Girolamo ihre Waren aus und spielten sie ihre Mandolinen, Kinder ritten auf Eseln, es war Lärm und großer Betrieb. Es gab Lachkabinette, Kuriositäten­buden, Karusselle, selbsttätige Treppen mit Stellen, wo die langen Kleider und Unterröcke der Frauen hochgewir­belt wurden, so daß man die Beine der Kreischenden bis hinauf zu den Strumpfbändern erblicken konnte. Auch et­was weniger harmlose Vergnügungen gab es, Gelegenheit zum Spielen, Mädchen jeder Art, die auf Gesellschaft war­teten.

Und hinter dem allem stand, prangend in Stuck und Holz, Venedig. Es fluteten und ebbten voll wollüstiger Wehmut die Barcarolen, es fuhren und stelzten grotesk die Riesen­puppen des Carnevals, den man hier das ganze Jahr über feierte, es roch stark und scharf nach Salami und Gorgon­zola. Angenehm mischten sich die Gesänge der Heimat ›Drunt im Süd, wo meine Wiege stand‹ und ›Zehn Dollars schuld ich O’Grady‹ mit den Weisen der Italiener ›Oh meine Sonne‹ und ›Santa Lucia.‹ Und der Asti Spumante schmeckte gut zu den heißen Würstchen und zum Lichte des Mondes, zum silbernen des echten und zum blau­blauen der künstlichen Monde, durch die man den echten ersetzte oder ergänzte.

Ja, das war es, wonach sich das Herz der Venedig-Wallfah­rer gesehnt harte, als sie aufgebrochen waren, hierherzu­pilgern. Davon hatten sie geträumt. Dafür zahlten sie gerne.

Dafür. Aber nicht für die Kunst und die Kultur.

Sidney Browne, der dem Projekt von Anfang an mißtrau­isch gegenüber gestanden war, wurde jetzt energisch. So ging das nicht. Die Kultur ist Bruch. Die Kultur ist Defizit hinten und vorne. Man muß mit der Kultur Schluß machen.

Er hatte natürlich recht. Und im Grunde fühlte sich auch Perry am Lido wohler als in den Kulturanstalten. Trotzdem sträubte er sich. Er wollte auf das Venedig seines Traumes nicht verzichten, er wollte es nicht verdrängen lassen durch das Zirkus-Venedig und den Lido. Ihm war, als gäbe er durch einen solchen Verzicht sein besseres Selbst preis, Gloria, das Höhere. Noch heftiger sträubte sich Cathleen. Auch sie wollte es nicht wahr haben, daß der bittere, zyni­sche Maler Calla richtig prophezeit hatte.

Man kam überein, einen letzten Versuch zu wagen. Noch einmal wollte man einen großen Betrag an ein künstle­risches Unternehmen wenden. Sollte auch dieser Versuch mißlingen, dann wird man das Kulturzentrum Venedig liquidieren.

In jenem Jahr trat Sarah Bernhardt in New York auf; »die göttliche Sarah,« sagte der Marchese und küßte seine Fin­gerspitzen. Man lud sie ein, auch in Venedig zu spielen. Sie war nicht billig, sie machte sich kostbar, aber schließlich kam sie. Perry war peinlich verblüfft, als eine hagere, alte Dame eintraf, die scharf französisch sprach und sehr är­gerlich wurde, wenn man sie nicht verstand. Dann spielte sie. Sie spielte die Kameliendame, französisch. Das Publi­kum saß respektvoll und befremdet da, viele entfernten sich vor dem Schluß; die meisten indes, da sie die teuern Eintrittspreise bezahlt hatten, blieben. Perry fand es un­würdig, daß diese alte Dame behauptete, sie sei ein jun­ges, wunderschönes Mädchen, in das alle Welt sich ver­liebe; er begriff nicht, wieso das Kunst sein sollte. Der Marchese versuchte, es ihm zu erklären. Aber Perry blieb dabei, das Ganze sei einfach Blödsinn. Gloria indes be­griff den Marchese und die Kunst und schaute ihren Mann leicht erstaunt und ungnädig an. Es war das erste Mal, daß sich so etwas ereignete, und Perry schämte sich seiner Barbarei.

Wie immer, auch dieser letzte Versuch mit der Kunst war ein Mißerfolg. Es war entschieden, man mußte das Steuer herumreißen, man mußte von der Kultur abrücken und Venedig weiterführen ausschließlich als Sommerfrische und Stätte des Vergnügens.

Da ergab sich die zweite Überraschung.

Die Budenbesitzer und Jahrmarktsleute des Lido hatten ihre Konzessionen gegen erstaunlich niedrige Zahlungen auf Jahre hinaus erworben und sich durch wirksame Ab­machungen gegen Konkurrenten gesichert. Sie schöpften also den Rahm ab vom Nutzen des Lido und des Vergnü­gungs-Venedig, und für Sidney und Perry blieb so gut wie nichts.

Abgeschlossen waren die verderblichen Verträge von dem Marchese Orsoni. Ihn hatte man zu einer Art Bade­kommissar gemacht mit der Vollmacht, das Vergnü­gungsleben Venedigs zu organisieren. Er hatte natürlich vor allem seine Landsleute herangezogen.

Man stellte ihn zur Rede wegen der niedrigen Pachtsum­men. Er blieb kühl und überlegen. Als er den Lido über­nommen hatte, war da Sand und Wasser gewesen, nichts sonst. Wer hatte voraussehen können, daß sich gerade der Zweig des Unternehmens, der seiner Leitung unter­stand, so großartig entwickeln werde, während alle an­dern versagten?

Perry und Sidney untersuchten eingehend. Es ergab sich, daß der Marchese von jedermann, der in dem ausgedehn­ten Vergnügungsbetrieb von Venedig tätig war, eine Art Steuer erhob, auch von den Mädchen, die auf Gesellschaft warteten. Das Ganze war geschickt aufgezogen, so daß man dem Marchese nichts anhaben konnte, und die Lido­Leute hielten zu ihm. Sie waren, diese Beppo und Giro­lamo und Teresa, liebenswürdig und unschuldig und viel­wortig, aber es war aus ihnen nichts gegen den Marchese herauszubekommen.

Sie fühlten sich sehr wohl, das ganze bunte Volk. Es gab solche, die fest entschlossen waren, in die Heimat zurück­zukehren, und solche, die hierzubleiben gedachten. Aber zusammenhielten sie alle. Sie sagten nichts aus gegen den Marchese. Man setzte ihnen Detektive auf den Hals, man versuchte es mit Versprechungen, mit Drohungen. Es nutzte nichts. So, wie die Dinge lagen, arbeitete man, wenn man Venedig zu einem erstklassigen Vergnügungs­ort ausgestaltete, mehr für den Marchese als für sich sel­ber.

Da kam der Maler Calla zu Cathleen. Er konnte den hoch­mütigen Orsoni nicht leiden, und er enthüllte Cathleen, was hinter der freundlichen Widerspenstigkeit der Italie­ner stak. Es war da eine Art Ring, eine Maffia, gefährlich vor allem wegen ihrer Organisation in der Heimat. Die Leute hatten Angst, es könnten, wenn sie hier gegen den Marchese aussagten, ihre Angehörigen jenseits des Was­sers dafür hergenommen werden.

Die Venedig (Texas) A. G. beriet. Die Herrschaft des Mar­chese über den Lido war begründet in einer Organisation jenseits des Meeres. Dort mußte man ansetzen, wenn man ihm zu Leibe wollte.

Man schrieb an Oliver Brent.

Oliver Brent hatte nichts zu tun. Oliver Brent wollte sei­nen Spaß haben am Anblick von Venedig (Texas). Oliver Brent hatte Sehnsucht nach seinem alten, lieben Marchese, er hatte gute Karten gegen ihn in der Hand. Oliver Brent kam herüber, nach dem Rechten zu sehen.

Oliver war ein schlacksiger Herr von angenehmen Manie­ren, Mitte der Dreißig, gut anzuschauen. Wie viele wohl­habende junge Leute jener Zeit erblickte er den Sinn seines Lebens dann, möglichst viel Genuß aus ihm herauszu­holen. »Da strengen sich die Menschen an,« pflegte er zu sagen, »Bäume zu fällen, andere züchten Tiere, ziehen ihnen die Häute ab und gerben sie, Schreiner, Gerber, Tapezierer wirken zusammen mit vielen andern, und so entsteht schließlich ein Klubsessel. Einer muß da sein, der drinsitzt und ihn genießt. Das bin ich.«

Oliver Brent also kam, sah und freute sich. Genau so hatte er sich sein Venedig (Texas) vorgestellt.

Dann besprach er mit Perry und Sidney die geschäftliche Lage. Auch wenn man auf alle kulturellen Ambitionen ver­zichtete, war es nicht leicht, die Venedig A. G. weiterzu­führen. Voraussetzung war, daß man noch erheblich mehr Kapital in das Unternehmen steckte, und daß man sich der Kontrolle des Marchese über den Lido entledigte.

Olivers Spaß an Venedig war erschöpft, er hatte eigentlich wenig Lust, noch mehr Kapital zu investieren. Aber er wollte das den andern nicht unverblümt sagen; so erklärte er, er werde sich diese Sache überlegen. Was indes den Marchese anlangte, so hatte er sich während seiner ganzen Reise darauf gefreut, es Orsoni einmal zu geben, und er versprach den beiden andern mit Vergnügen, die Venedig A. G. von dem gefährlichen Manne zu befreien.

Oliver hatte den Marchese sehr gern. Der war sein Lehr­meister gewesen in vielen Dingen kultivierten Lebensge­nusses. Aber er war ein teurer Lehrer gewesen. Darum auch hatte ihn Oliver, nachdem er ihm ein letztes Mal seine Schulden bezahlt, aus Europa weggeschickt. Jetzt also haue ihm der Marchese unverschämterweise auch hier Zicken gemacht. Allein Oliver Brent war keine Wurzen. Wenn einer hochnahm, dann war er es. Das wird die Eccellenza jetzt erfahren.

Da die beiden Herren einander wohlwollten und einander genau kannten, fand die Aussprache in den freundlichsten Formen statt. Man saß da, rauchend, die Beine überge­schlagen. »Sie sind doch der charmanteste und ausgekoch­teste Lump, der mir je begegnet ist,« meinte gemütlich Oliver. »Wie Sie da unsere Venedig A. G. übers Ohr ge­baut haben, das verdient Bewunderung. Kein Loch haben Sie gelassen, durch das wir auskönnten.« »Ich glaube, ich habe es nicht schlecht gemacht,« meinte bescheiden stolz der Marchese. »Da Sie jetzt bei Kasse sind,« schlug Oliver vor, »wie wäre es, wenn Sie mir den Palazzo Orsoni wie­der abkauften?« »Ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte,« erwiderte der Marchese. »Na hören Sie,« meinte Oliver, »damals haben Sie so viel hergemacht von dem Herzblut, das es Sie kostete, das Haus Ihrer Väter zu ver­äußern. Für das Herzblut haben Sie 100 000 Lire aufge­schlagen.« »Inzwischen ist die Wunde vernarbt,« sagte der Marchese. »Der Palazzo erwies sich als recht baufällig,« erzählte Oliver. »Dafür war er voll von Historie,« antwor­tete der Marchese. »Sind Sie übrigens den Tizian los ge­worden, den Sie mir anhängen wollten?« erkundigte sich Oliver. »Nein,« berichtete traurig der Marchese. »Man traut hier den Versicherungen eines Edelmannes nicht. Ich habe die schönsten Erklärungen abgegeben, daß nach der mündlichen Überlieferung unseres Hauses mein Ahnherr Giacomo Orsoni selber das Bild dem Meister in Auftrag gegeben und ihm sechstausend Scudi dafür bezahlt hat. Ich habe diese Erklärung notarisieren lassen. Man wollte mir nur die Erklärung abkaufen, nicht das Bild.« Oliver dachte nach. »Warum haben Sie nicht,« fragte er, »bei der Einreise den angeblichen Wert des Bildes voll verzollt? Das hätte man hier als Beweis für seine Echtheit angese­hen.« »Ich bin doch kein Narr,« entrüstete sich der Mar­chese. »Aber der Fuchs, für den ich Sie gehalten habe, sind Sie auch nicht,« sagte freundlich, beinahe bedauernd Oli­ver. »Denn sehen Sie, jetzt hab ich einen Royal Flush.« Der Marchese begriff nicht. Oliver erklärte: »Da Sie nach Ihrer eidesstattlichen Versicherung an die Echtheit Ihres Tizians glaubten, hätten Sie ihn verzollen müssen. Da sind wir sehr streng hierzulande.« »Aber das ist doch ganz un­gereimt,« empörte sich der Marchese. »Das Bild ist doch ein wertloser Schinken.« »Ein Gemälde,« belehne ihn Oliver, »von dem der Marchese Orsoni schwört, einer sei­ner Ahnherren habe es Tizian in Auftrag gegeben, ist kein wertloser Schinken. Damit dürfen Sie der Zollbehörde gar nicht kommen.« »Wer kann beweisen,« wehrte sich der Marchese, »daß ich an die Echtheit des Bildes geglaubt habe?« »Ich,« sagte freundlich Oliver. »Sie haben seiner­zeit, als Sie mir den Schinken anhängen wollten, auch mir eine legalisierte Erklärung gegeben. Hier ist sie.« Dem Marchese war die Zigarette ausgegangen. Aber nach weni­gen Sekunden hatte er sich gefaßt. »Ich habe Sie unter­schätzt, Oliver,« sagte er anerkennend. Er zündete sich eine neue Zigarette an. »Was verlangen Sie von mir?« fragte er. »Nichts, als daß Sie meine Jungens hier in Ruhe lassen und aus den Geschäften Ihrer Landsleute herausge­hen,« erklärte Oliver. »Ich möchte Sie mitnehmen, wenn ich jetzt zurückfahre. Ich möchte Sie wieder bei mir in Europa haben. Ich habe Sie vermißt, Marchese, und kenne Sie gut genug, daß ich mich Ihrer Gesellschaft erfreuen kann, ohne zu viel dafür zahlen zu müssen.« Man war lange befreundet und verständigte sich rasch.

Mehrere Tage jetzt war Oliver in Venedig, übermorgen wollte er abreisen, und er hatte Gloria immer noch nicht gesehen. Sie war ›krank‹ gewesen. Sie hatte Schnupfen ge­habt, und wenn sie nicht durchaus in Form war, pflegte sie sich vor niemand sehen zu lassen außer vor Perry.

Jetzt aber war es so weit. Sie war wiederhergestellt, sie gab eine Gesellschaft für Mr. Brent.

Olivers Gondel landete an der falschen Marmortreppe vor dem falschen Palazzo Perrys. Schmunzelnd stieg Oliver aus, schmunzelnd erstieg er die Treppe.

Sah Gloria. Sie saß da in einem schweren, grünen, weiten, prunkvoll fallenden Abendkleid, ihre dunkelblauen Augen unter dem sehr schwarzen Haar schauten ihm mit phlegmatischer Neugier entgegen, ihr großer, schöner Mund lächelte tief und rätselhaft. ›Cheese,‹ dachte sie. Von Olivers Lippen aber wich das Schmunzeln, die vielen Fältchen um seine grauen Augen glätteten sich, der ganze schlacksige Herr straffte sich. ›Den hab ich,‹ dachte Glo­ria.

Der Marchese seinesteils war ein wenig verwundert, daß sich Gloria an diesem Abend so wenig um ihn kümmerte. Aber das änderte sich, als er ihr erzählte, seine Mission hier sei erfüllt, Olivers Gegenwart habe in ihm Sehnsucht nach dem Palazzo seiner Väter erregt und nach der Alten Welt, er beabsichtige, übermorgen mit Oliver abzureisen, für im­mer. Sie wurde nachdenklich, so nachdenklich, daß sie zu lächeln aufhörte. Ja, sie sprach. »Schade,« sagte sie.

Im Verlauf des Abends aber schenkte sie wieder die Hälfte ihrer Aufmerksamkeit Oliver Brent, mehr als die Hälfte. Perry nahm es wahr, Perry dachte daran, daß der Marchese übermorgen das Land verlassen werde, Perry rieb sich in­nerlich die Hände, und sein Gesicht zeigte ein Strahlen wie nach einem besonders glücklichen Abschluß.

Als sich indes Oliver entfernte, erklärte er, er beabsich­tige, nun doch etwas länger zu bleiben, etwa eine Woche noch; *er* werde seine Jacht kommen lassen und den Seeweg nach New York nehmen.

Innerhalb dieser Woche schenkte Gloria ein Drittel ihrer Zeit dem Marchese, zwei Drittel Oliver Brent.

Die Ankündigung, der Marchese lege die Verwaltung des Lido nieder und verlasse das Land, bewirkte in der Kolo­nie der Venezianer große Veränderungen. Schon bisher, trotz der drückenden Herrschaft des Marchese, hatten viele von ihnen Venedig (Texas) zu ihrer endgültigen Hei­mat gemacht, es hatten Heiraten stattgefunden zwischen Venezianern und Einheimischen, und die Kinder, die mit herübergekommen waren, sprachen besser englisch als italienisch. Jetzt aber, da man erfuhr, daß der Lido von Perry und Sidney Browne ohne die Vermittlung des Mar­chese weitergeführt werde, faßten plötzlich beinahe alle den Entschluß, sich hier dauernd niederzulassen.

Olivers Anwesenheit hatte auch den Maler Calla veran­laßt, mit sich zu Rate zu gehen. Oliver hatte sich Callas Bilder betrachtet, sich freundlich seine Beschimpfungen angehört, ihm dann auf die Schulter geklopft und sein Ur­teil geäußert. »Ganz verrückt,« meinte er, »was Sie da ge­macht haben. Fahren Sie nur so fort.«

Enrico Calla aber war nicht gewillt, so fortzufahren. Nein, er wollte zurück nach Europa. Sein Abkommen mit Oliver Brent sah vor, daß er während seines Aufenthalts in Amerika von Oliver eine Monatsrente erhielt, wogegen alles, was er hier malte, Oliver gehörte. Er ließ sich von dem Burschen nicht auf die Schulter klopfen. Er hatte es satt, sich noch länger ausbeuten zu lassen von einem Snob, der aus den andern nicht nur Spaß und Genuß, sondern obendrein noch Profit herausholen wollte.

Allein das war nur der äußere Anlaß seines Entschlusses. Vor Cathleen ließ er sich aus über seine wahren Motive. Im Grunde habe er hier nichts mehr zu suchen. Das ›Neue‹ sei ganz anders gewesen, als er sich’s gedacht habe. Der Erdteil sei auch innerlich noch zu weit und zu leer, er sei noch nicht reif, Kunst zu erzeugen. Aber herausge­kommen sei doch etwas bei seiner Reise. Es sei hier alles viel kräftiger als drüben, und von dieser Kraft glaube er selber etwas abbekommen zu haben, so daß er jetzt auf dem Alten weiterbauen könne ohne die Gefahr, konven­tionell zu werden. Und noch ein Zweites sei herausge­kommen – ja, ob sie nicht mit ihm hinüber wolle nach Europa. Ja, das sei also das Zweite.

Auf Cathleens großem, ehrlichem Gesicht war Freude, Be­dauern, Kampf. Dieser Enrico war voll von Leben, und er war ein wirklicher Künstler. Wenn er ihr etwas erklärte, trotz seiner Ungebärdigkeit und seines Geschimpfes, dann spürte sie, daß es viel schwerer war, ›das Höhere‹ zu erfas­sen, als sie und Perry angenommen hatten. Vermutlich aber war dieses Höhere auch noch viel beglückender. Es war eine große Versuchung, zu sagen: ›Ja, Enrico, ich geh mit dir.‹

Allein sie dachte an Perry. Perry wird es nicht leicht haben, sich umzustellen auf den ›Lido.‹ Es wäre unfreundschaft­lich, ihn jetzt allein zu lassen oder doch so gut wie allein; denn Gloria war wohl nicht die rechte Kameradin für ei­nen, dem es schlecht ging.

»Ich bin stolz darauf, Enrico,« sagte sie, »daß Sie mich mitnehmen wollen. Aber ich gehöre hierher, so wie Sie hinüber gehören.« Calla schimpfte und fluchte mörderisch und nannte sie dumm und nannte das ganze Land dumm, aber sie blieb bei ihrem Entschluß.

Dann kam die Jacht. Oliver Brent fuhr ab, ohne endgülti­gen Bescheid gegeben zu haben, ob er in die Venedig (Texas) A.G. weiteres Kapital investieren wolle. Mit ihm fuhren der Marchese und Calla. Perry und Sidney begleiteten die Herren ans Schiff.

Als Perry nach Hause kam, fand er, daß mittlerweile auch Gloria gegangen war. Sie hatte eine Botschaft hinterlassen, wortkarg wie stets: »Adieu für immer.«

Perry starrte auf die drei Worte. Er sah Gloria, wie sie damals vor ihm hergeschwebt war im Reisebüro ›Sindbad,‹ der dunkelblaue Rock umschloß straff die Hüften, die feste Kinderhand raffte die weiten Rüschen hoch. So schwebte sie vor ihm, sie entschwebte, sie wurde immer ferner und immer kleiner, und er stand da und konnte ihr nicht folgen. Lange stand er so, vor den Scherben seines Traumes.

Kurze Zeit darauf traf ein Brief eines New Yorker Anwalts ein, betreffend die Formalitäten der Scheidung. Mrs. Glo­ria Knight, hieß es in dem Schreiben, werde sich auf der ›Manhattan‹ nach Europa einschiffen. Die gleiche Post brachte auch einen Brief Oliver Brents. Er teilte mit, daß er auf der »Manhattan« nach Europa fahren werde, und daß er bereit sei, den gewünschten Betrag in die Venedig (Texas) A. G. zu investieren.

»Danke schön,« sagte grimmig Perry. Er dachte nicht daran, das Geld zu nehmen. Er ließ sich Gloria nicht abkaufen.

Allein, wenn man Olivers Geld nicht nahm, war auch Sid­neys Kapital verloren.

Drei Tage hockte Perry herum, finster, schweigsam; er sagte den andern nichts von Olivers Angebot.

Dann sprach er mit Cathleen. Auch sie fand, daß er das Geld nicht nehmen durfte. »Aber dein Vater,« sagte düster Perry. »Er wird darauf bestehen, daß wir das Geld neh­men.« Cathleen dachte nach. Dann, mit Entschluß, schlug sie vor: »Wir sagen ihm einfach nichts davon.« Perry fuhr hoch. »Weißt du,« fragte er, »daß das höchst unkorrekt ist?« »Ich weiß,« sagte Cathleen. »Weißt du,« fragte Perry weiter, fast drohend, »daß das schon geradezu kriminell ist?« »Ich weiß,« sagte Cathleen. Er schaute sie an, lange, forschend, und sie gab ihm seinen Blick zurück. »Das finde ich großartig von dir,« brach er aus und haute sie auf die Schulter.

»Keine Sentimentalitäten,« sagte sie. »Jetzt gibt es zu tun. Jetzt wird hier zusammengepackt, jetzt wird Venedig ab­gebaut.« »Was?« empörte sich Perry. »Abgebaut? Ich denke gar nicht daran, Venedig abzubauen,« erklärte er trotzig. »Ich halte Venedig.« »Bist du verrückt,« antwor­tete Cathleen, nicht minder heftig als er. »Woher willst du das Geld nehmen?« »Ich schaffe das Geld,« erklärte fin­ster Perry. »Und wenn es mich Hemd und Haut kostet, ich gebe Venedig nicht auf.« »Was ist es denn schon, dein Venedig?« höhnte Cathleen. »Heiße Würstchen und Bar- carole, das ist alles.« »Ich lasse mir mein Venedig nicht schlecht machen,« antwortete grimmig Perry. »Da steht es und ist mein Venedig, und ich geb es nicht auf.« »Dein Venedig?« spottete Cathleen, finster und streitbar auch sie. »Dein Venedig? Glorias Venedig. Du hast es selber gesagt. Hundert Mal.« »Ich geb es nicht auf,« beharrte Perry. »Ich halt es. Auch ohne Gloria. Jetzt erst recht,« steigerte er sich hinein. »Ich werde es ihnen zeigen, denen da.«

Cathleen starrte auf sein Gesicht, das hart geworden war und ganz schmal. »Du bist ein verdammt halsstarriger Bur­sche, Perry,« sagte sie. »Du bist so beharrlich, daß es bei­nahe an Dummheit grenzt.« Aber die Heftigkeit war aus ihrem Gesicht gewichen, und ihre Stimme klang sonderbar schwebend.

Perry zweifelte, ob, was sie sagte, Anerkennung sei oder Spott. Aber sie war ihm recht so. »Dann bin ich eben dumm,« antwortete er, doch viel weniger streitbar. Und: »Mein Großvater,« erzählte er, »pflegte zu sagen: »Wer mit zwanzig Jahren nicht schön ist, und mit dreißig nicht stark, und mit vierzig nicht gescheit, und mit fünfzig nicht reich, der wird es nimmer mehr.« Ich habe noch einige Zeit vor mir, um gescheit zu werden, und noch mehr Zeit, um zu Geld zu kommen.« Und da sie lachte, fuhr er fort: »Es wird Mühe kosten. Zu Zweien wäre es leichter. Was meinst du, Cathleen?« Er nahm ihre Hand.

Cathleen ließ ihm die Hand. »Glaubst du wirklich, daß es gehen wird, Perry?« fragte sie. »Jetzt? Ohne Inspiration?« Und wieder war in ihrer Stimme jenes Schwebende, Zwei­deutige. »Unsinn,« sagte Perry resolut. »Wenn eine Frau nur so ist, daß man bei ihrem Anblick eine Eingebung hat, und dann ist sie nicht da, wenn man sie braucht, das ist nicht das Rechte. Eine Frau muß einem notwendig sein.« »Nichts als notwendig?« erkundigte sich Cathleen. »Ach was,« sagte ungeduldig Perry. »Ich bin kein Emerson. Wir gehören zusammen, ich und du, das weiß ich ohne viel Philosophie. Willst du mir helfen?« fragte er nochmals, herrisch geradezu und das Gesicht schmal und gespannt wie bei einer schwierigen geschäftlichen Verhandlung. Und Cathleen antwortete: »Natürlich, du Dummkopf. Das hättest du früher und billiger haben können.« Sie be­schlossen zu heiraten, sowie die Scheidung von Gloria voll­zogen sei, und fortan fuhr Perry mit Cathleen auf dem Tandem.

Man verheimlichte Sidney das Angebot Olivers. Man nahm das Geld auf zu mörderischen Bedingungen. Man erwarb die Konzessionen der Italiener zurück. Man ver­mehrte die Vergnügungs-Etablissements. Man errichtete kleine, gemütliche Einfamilienhäuser für Sommerfrischler. Es war harte Arbeit. Aber nach einem Jahr hatte man die erste Etappe plangemäß erreicht. Das Kulturzentrum Venedig (Texas) war ersetzt durch ›Venedig (Texas), Stadt der Schönheit und des Vergnügens.‹

Für das zweite Jahr war die Errichtung eines Kasinos ge­plant. Der Vertrag mit den Bauunternehmern enthielt dar­über eine Optionsklausel, die Bedingungen waren sehr günstig. Doch wenn sich die ›Stadt der Schönheit und des Vergnügens‹ über Wasser hielt, dann nur mit Mühe, und es war gefährlich, neue Verpflichtungen einzugehen.

Als die Frist für die Erteilung des Auftrags ablief, wandte sich Perry an Cathleen. »Soll ich’s wagen?« fragte er. »Soll ich das Kasino bauen?« »Es ist Glücksache,« antwortete Cathleen.

Perry unterschrieb die Auftragsorder.

Man begann, den Grund für das Kasino auszuheben. Eine erste große Zahlung war fällig. Eine zweite. Perry fand wenig Schlaf in diesen Nächten.

Da stieß man auf Wasser, das merkwürdig schillerte und sonderbar roch. Perry wurde erregt, er sagte den andern nichts, doch er zog Sachverständige heran. Sein Schlaf wurde noch schlechter. Man bohrte. Man fand Petroleum. Man fand weit im Umkreis Petroleum.

Strahlend und dankbar sah Perry zu Cathleen auf. »Du hast mir die Idee gegeben,« sagte er. »Du hast mir geraten, mich auf mein Glück zu verlassen.«

Das Petroleum schwemmte Venedig (Texas), Stadt der Schönheit und des Vergnügens, hinweg.

Der reich gewordene Perry aber gedachte noch immer des Plakates: ›Venedig erwartet Sie.‹ Er fuhr mit Cathleen nach Venedig (Italien).

Im Hotel Danieli fragte sie der Portier, ob sie nicht als Führer durch die Stadt einen Mann haben wollten, der zwar sehr teuer sei, aber auch ungemein interessant, einen gewissen Marchese Orsoni. Es sei ein echter Marchese, seine Väter hätten der Republik Venedig zwei Dogen ge­stellt. Und dringlich empfahl er ihnen, auf dem Lido in der Trattoria zu Mittag zu essen, die dieser Marchese betreibe; die Marchesa Gloria spreche übrigens ausgezeichnet eng­lisch.

Mr. und Mrs. Perry Knight aber beschauten sich die Stadt Venedig ohne Führer. Perry trug karierte Kniehosen, eine karierte Reisemütze, ein Plaid, er hatte das Fernrohr um­gehängt, das Reisehandbuch schaute ihm aus der Tasche. Auch Cathleen trug ein weites Plaid, dazu einen Strohhut, und der Wind wehte durch ihren Schleier.

Sie fuhren vorbei an Renaissance-Palästen, die wirklich in der Renaissance gebaut waren, aus wirklichem Marmor. Es war alles großartig, doch viel düsterer, als sie sich’s vor­gestellt hatten, auch viel weniger lärmend. Es war von ver­witternder, etwas schäbiger Größe.

Cathleen war tief angerührt.

Perry aber bereitete die Stadt Unbehagen, er ging brütend herum. Und am vierten Tag sagte er zu Cathleen: »Wenn es dir recht ist, fahren wir morgen ab. Das ist alles monu­mental und großartig, gewiß, aber ich fühle mich hier nicht wohl. Ich werde hier nervös.« Und da sie verwun­dert schien, setzte er ihr auseinander: »Das ist hier alles so trag und tot. Das ist eine Stadt für Faulenzer. Das vertrag ich nicht. Ich möchte zurück.« Und: »Ich hab’ eine Idee,« vertraute er ihr an. »Ich geh heraus aus dem Petroleum und wieder hinein ins Terraingeschäft. Aber ich baue kein Venedig mehr und kein Sevilla. Ich baue richtige Sommer­frischen für heute und morgen. Und weißt du, wen ich mir dafür hole? Den Calla, den Maler. Der war ein ganz ver­rückter Bursche, aber er hat gesunde Ideen gehabt. Der hat das, was wir von Europa brauchen können. Der ver­dient, daß wir ihn nach Amerika nehmen.«

»Das sind eine Menge Neuigkeiten für eine Minute,« sagte Cathleen, wie damals ihr Vater gesagt hatte. Sie wäre gerne länger in Venedig geblieben. Aber sie erkannte, daß jetzt die Verzauberung ihres Mannes für immer zu Ende war, sie freute sich ihres tatkräftigen Perry und fügte sich.

Auf der Heimreise, während sie auf Deck spazieren gin­gen im Angesicht des graugrünen Meeres, faßte Perry sei­nen Eindruck zusammen: »Venedig (Texas) hat Auftrieb gehabt, und Venedig (Italien) hat etwas Monumentales: aber das schönste Venedig war doch jenes Plakat im Reise­büro ›Sindbad‹.« Cathleen blieb stehen und schaute ihn an, auf ihrem Gesicht war wieder jener leise, frauliche, mütterliche Spott. »Hast du das endlich herausgefun­den?« fragte sie. »Na ja, jetzt wirst du ja bald vierzig und gescheit.« Er lachte. »Aber daß wir beide zusammengehö­ren, das hab ich schon mit dreißig herausgehabt,« antwor­tete er.

Dann nahmen sie ihren Spaziergang wieder auf, und Perry freute sich, daß ihn das Schiff der Heimat und dem Ge­schäft näher brachte, fünfzehn Meilen jede Stunde.